



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Rank, Josef: Literaturbriefe von F. Gustav Kühne : Waldfräulein von Zedlitz. Vier Brüder aus dem Volk.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Literaturbriefe von F. Gustav Kühne.

Waldfräulein von Bedlitz. Vier Brüder aus dem Volk
von Josef Rantl.

Nein, meine Freundin, es gibt noch Unschuld — auch in der Literatur. In der Welt? Wer wollte das bezweifeln! Mit jedem neuen Geschlecht, mit jedem neugeborenen Menschen wird eine neue Anwartschaft zur Wahrheit gegeben, tritt die Möglichkeit zum reinen Wandel von Neuem an's Licht. In dieser Unverwüstlichkeit liegt ja das Heil der Menschheit. Diesen Glauben lasse sich Niemand nehmen, und wenn Sie das nahe Weihnachtsfest feiern, meine Freundin, feiern Sie es in diesem Sinne, und Sie werden, wenn der Mythos nicht mehr ausreicht, im Bedürfnis der Menschennatur noch immer Stoff genug zur festlichen Stimmung finden. Das Leben der Menschen steht überhaupt auf viel festeren Füßen, als was wir Literatur nennen, dieser so gefürchtete „Coloss auf thönernen Beinen“. Was für das Menschenleben Noth thut, ist unabweislich, seine Hilfsquellen sind unerschöpflich. Selbst der Staat, so oft ein Gebäude alter Vorurtheile, ein Labyrinth morscher Baufälleigkeiten, gehorcht dem Bedürfnis, der Nothdurft und gewinnt annäherungsweise seinen Theil an der Wahrheit. Die Poesie eines Zeitalters ist weit mehr ein Reich der Einbildungen. Wo die Menschen ihren Glauben und ihre Wahrheit zur Schönheit entfalten sollten, sind sie nicht selten am unwahrsten und belügen sich aus Eigensinn oder Schwäche. Die Kranken in der Einbildung sind bekanntlich die gefährlichsten, und die Literatur manches Zeitalters erscheint in der That wie ein hartnäckiger Patient, den man nicht gern aufgeben möchte und für den es

doch, den Tod ausgenommen, kein Heilmittel gibt. Darum quad-
salbern so Viele daran herum!

Es würde nicht ganz Recht sein, wenn Jemand behauptete, daß wir von heute in einer literarischen Lazarethepeche begriffen seien. Es würde wenigstens einen starken Grad von Hypochondrie verra-
then. Wir haben ja unsern productiven Liberalismus, der sich für den Vertreter der Schönheit hält. Wir haben unsern productiven Servilismus, der sich wie ein Inhaber der Wahrheit geberdet. Schön-
heit und Wahrheit werden wohl nicht entschieden auf der einen, nicht entschieden auf der andern Seite liegen. Auch nicht in der Mitte, wie Herr von Raumer sagt. Schönheit und Wahrheit werden wohl in frischen Kräften der Zukunft ihre Priester finden. Und mit ihnen werden wir, wonach Sie, meine Freundin, Verlangen tragen, auch wieder Unschuld in der Literatur haben.

Aber Zukunft! entgegenen Sie mir. Was soll ich mit der Zu-
kunft, wenn ich keine Gegenwart habe?

Nun, so brauchen Sie doch immer noch nicht zu Frederike Bre-
mer, ihren Hühnerhofgeschichten und Gemüsegartennovellen Ihre Zu-
flucht zu nehmen. Entweder ist an der Unschuld nicht viel, wenn
sie sich auf den kleinen Kram der gemüthlichen Familienstille beschrän-
ken soll, oder es gibt noch Unschuld des Geistes unter uns. Wan-
dern Sie mit Ihrer Lectüre nach Süddeutschland aus! Lesen Sie
„Waldfräulein“ von Zedlitz! Hier ist Unschuld, keine Brüderie, —
Brüderie ist überhaupt nur die Prätension auf Unschuld, wo diese
fehlt. Ich meine nicht Zedlitz, den Menschen, nicht Zedlitz, den
österreichischen Staatsbürger und Wiener Correspondenten, ich meine
Zedlitz in seinen guten Stunden, und unsere Poesie sollte immer
nur das Erzeugniß unserer Feierstunden sein; — im Poeten Zedlitz
ist wirklich eine ungestörte Unschuld des Geistes mächtig und wirk-
sam. Man glaube nicht, dies sei einem Wiener leicht! Mitten im
schwelgerischen Sinnenjubil ist es sehr schwer, eine Unschuld des
Herzens, eine Unsträflichkeit des Gedankens festzuhalten. In jener
Flucht vor Allem, was drängt und quält, liegt eine geheime Unsitt-
lichkeit. Man nimmt das als Verhängniß hin, was der freien That-
kraft zur Entscheidung angehören sollte, und unter dieser Decke wel-
ken edle Kräfte langsam hin. Ist es Kraft des Geistes oder ein In-
stinkt der Seele, die Harmonie des sittlichen Menschen, eine Romantik,

die noch unschuldig ist, so frei und frisch, wie alte Gesänge des Mittelalters sie ungesucht bringen, in einer Dichtung von heute wiederzugeben?

Die Einleitungen zum Gedicht von Jedlitz sind ihm verunglückt. Der Dichter sucht erst Stimmung und Ton für seinen Stoff, und um beides zu finden, geht er der Naivetät alter Weisen nach, deren gewaltfame Nachahmung quälerisch wirkt. Es ist bezeichnend genug, daß ein Sänger von heute für den Fall einer Jungfrau, für die Sünde kindlicher Unwissenheit, nicht mehr aus seinem Bewußtsein den rechten Ton des Liebes findet, um den Stoff weder schwerer zu nehmen, als ihn die überlieferte Sage gibt, noch ihn durch falsche Scham zu verderben. — Eine Königstochter liebt einen Knaben,

„Und gegen allen Hofesbrauch,
Hinter dem wilden Rosenstrauch“

sind die Sinne mächtiger als das Bewußtsein. Solche Situation bleibt nur im Munde des naiven Mittelalters unsträflich. Um sie erträglich zu machen für das sittliche Schönheitsgefühl von heute, zwingt sich Jedlitz zu den Knittelversen alter Poëme.

„Die Mutter, einem Knaben hold,
Gewährte, was sie nicht gesollt.“

Das klingt fast wie jene Fabelverse, die auf jeden Buchstaben im Alphabet einen Reim bringen:

N. Die Nonn' in Sack und Asch' thut Buß.

Ein Nagelbohr man haben muß!

Jedlitz wollte nicht witzig sein, aber die gezwungene Natureinfalt des alten Knittelreims blamirt fast die keusche Schönheit der unbedachten Hingabe von Seel' an Seele, Leib an Leib. Auch für die Schilderung der Schwangerschaft findet Jedlitz nicht den Ton, der das Zarte, das Geheimnißvolle nicht verunstaltete.

„Bald wird zu eng das straffe Nieder,

Der schlanke Leib allmählig schwillt.“

Das ist, wenn nicht unschön, doch sehr platt. Der Bänkelsängerton alter Balladen erscheint uns mit unseren Begriffen von Delicatesse nicht mehr ausreichend, um die süßen Schauer der Empfängniß zu feiern. Wer hier grob schildert, beleidigt. Es kommt bei so zarten Stoffen darauf an, im Halbdunkel malen zu können. Die Prosa

kann hier weit mehr sub rosa geben; sie hat die Kunst, anzudeuten und ahnen zu lassen, weit mehr in ihrer Hand. Jedlitz verlegt mit seinem Verse, weil sein Stoff zarter ist, als der von ihm gewählte Vers. Und wo er nicht beleidigt, da wirkt er lächerlich. Seine Blicke auf das Reich der Vierfüßer, wie Hengst und Stute von Brunst getrieben werden, sind als Parallelen zur süßen Verirrung zweier unschuldigen Menschenkinder beides zugleich, anstößig und komisch. Komisch aber wollte Jedlitz nicht wirken.

Alles das trifft, wie ich sage, den einleitenden Theil des Gedichtes. Es beweist mir die Schwierigkeit, in Ton und Farbe unschuldig zu sein und unschuldig auf Leser von heute zu wirken. Jedlitz fand nicht gleich die Stimmung; erst im Verlaufe spricht er in eigenen Versen, findet er für seinen Stoff Form, Haltung, Kleid und Harmonie mit seinem Inhalt. Noch die Scene, wo der Wolf die Prinzessin im Walde findet, nachdem sie das Fräulein geboren, ist kindisch.

„Wolf, was ist dein Maul so blutig?
Warum hängt Dein Bauch zur Erde?“

Der Wolf hat nämlich der Prinzessin den Schenkel angefressen.

„Es hat der Wolf beflissen
Darein mit scharfem Zahn gerissen.“

Man wolle nicht entgegnen, dies sei eben der bezweckte Ton des Kindermärchens. Ein solches hat Jedlitz nicht geben wollen; der Stoff liegt den Fabeln für Kinder ganz fern. Der Leser, der diese Partien des Gedichtes unschön findet, hat ganz Recht; die Naivität des Vortrags ist Nichts als Nothbehelf. Erst in den spätern Theilen wird die Dichtung wirklich ein Erzeugniß des Dichters. Waldfräulein ist von einer Fee bei der Geburt gerettet und wird von ihr unter der Bedingung, sich nicht vom Gefühl der Liebe hinreißen zu lassen, erzogen. Allein das Erbtheil der Sterblichen, in Liebe zu fühlen, ist auch ihr Loos, und die Fee verflößt sie Nun irrt sie arm und freudenleer durch Feld und Wald, kommt zur alten Rothburga, der Here. Deren Sohn, der Köhler Caprus, ein Grotin wie Caliban oder wie die ähnliche Gestalt in Grillparzer's „Wehe dem, der lügt“, begehrt sie zum Weibe und Waldfräulein flieht vor der rohen Inbrunst des Ungethüms. Dann wandert sie wieder unstät

weiter, kommt zu einem Einsiedler und auch dessen, längst in frommen Liedern eingewiegtes Herz erwacht bei ihrem Anblick und geräth mit Gott und Welt in Streit. Während dessen aber zieht Herr Nechter auch in der Irre herum, sein Lieb zu suchen. Er baut sich ein Schiff und fährt den Rhein hinab.

„O Rhein, was klingt dein Name hold,
Gleich einer Glocke hell von Gold.

D fließe fort in stolzer Ruh,
Taufwasser deutschen Volkes du!“

Er besteht dann alle Gefahren auf dem Rhein. Sein Schiff sinkt und unten auf dem Boden des Stroms betritt er die Nixenstadt. Ueberall aber wahr't er sein Herz und bleibt der ersten Liebe treu, bis ein großes Turnier sie Beide vereinigt. Alle diese Scenen sind eben so reizend wie kindlich schön. Ton und Inhalt, Stimmung des Dichters und sein Stoff erscheinen hier in einer vollendeten Harmonie. Es hat mich in der That überrascht, daß es einem Poeten von heute möglich ist, einen mächtigen Zauber der Unschuld über uns walten zu lassen.

Sie sehen, meine Freundin, ich habe mich nicht wohlfeil gefangen gegeben. Dem Dichter selbst, wiederhole ich, ist es nicht leicht geworden, für die schlichte Einfalt seiner kunstlosen Romantik den rechten Ton zu finden. Tieck rief für seine Märchen die Mystik der menschlichen Seele zu Hilfe, seine Romantik buhlte mit den Dämonen des Gemüthes, seine tiefere Poesie schwelgte in Himmel und Hölle, er versetzt uns, wie mit einem Zauberschlage, in seine geheimnißreiche Märchenwelt. Jedlich ist keuscher, er ist kindlich und naiv, und das scheinbar Einfachere steht dem Sinne unsrerer Zeitalters fern. Hat er aber die ersten Hemmnisse überwunden, dann athmet seine Dichtung eine Frische, eine Anmuth, die sein „Waldfraulein“ den schönsten Werken deutscher Literatur anreicht.

Auch die Prosa von heute gibt uns Zeugniß von einer ungeahneten Unschuld des Geistes. Es ist wiederum ein Dichter aus den österreichischen Landen, dem dies möglich war. Ich meine Joseph Rant's „Vier Brüder aus dem Volk“. Der Verfasser nennt seine Darstellung einen Roman aus Oesterreich's jüngsten Tagen und will damit andeuten, daß Alles, was er schildert, Erlebnis ist, daß seine ganze Scenerie sich der Welt der Wirklichkeit getreulich anschließt.

Aber mit der Bezeichnung „Roman“ wird er die Kritik nöthigen, die Erfindung zu vermessen, den Faden seiner Geschichte verworren zu nennen. Es kann nicht leicht etwas confuser verschwimmen, als der Ablauf seiner Erzählung. Rank kommt mir vor wie Einer, der die Tage, die Gestalten und den Schauplatz seiner Kindheit beschreiben will und noch keinen festen Standpunkt gefunden hat, um hinter sich das schöne Thal seiner ersten Lebensidylle zu überblicken. Er hat sich von dieser Jugendwelt noch nicht gelöst, und so gibt er wohl die Musik der ersten Eindrücke wieder, fällt aber, wo er schildert, über allerlei kleinen Kram der Gemüthswelt her und verliert sich ganz in die sinnige Spielerei seiner kindlich schönen Empfindsamkeit. Welche reizende Welt eröffnet er uns zu Anfang seiner Darstellung böhmischer Landleute. Wie führt er uns ein in das seelenvolle Glück eines dörflichen Familienlebens, das ganz abseits liegt vom großen Strom der Welt! Die Dertlichkeit wird uns lebendig, wir athmen Feld und Wald, die Räume des Hauses stehen vor uns, wir hören die Menschen reden, wir sehen sie schreiten, selbst das Schnarchen der Schläfer beschleicht unser Ohr, und wir kriechen dem Poeten überall nach, bis in den Heuschaber, bis auf die Hühnerstiege. Ich weiß nicht, weht uns hier ein Anflug homerischer Einfachheit an, oder ein Hauch von Lorenz Sterne's weicher, humoristischer Schwermuth. Auch war der Stoff nicht ohne Glück zu Anfang angelegt. Drei von den Brüdern lieben des Nachbars Tochter. Jeder wittert im Bruder einen glücklichen Nebenbuhler und entsagt still und scheu, um dessen Glück nicht zu stören. Jeder behütet den Andern und trägt sein Schicksal fest und schweigend. Und so gehen sie Alle am Mißverständniß redlich unter. Dieser Kampf der ehrlichen Burschen ist die ergreifendste Elegie. Aber die Ausführung ist im Stoffe nicht sachlich erledigt und die Darstellung, die sich mit der Lyrik des Stoffes begnügt, wird eine manierirte Eintönigkeit. Die Prosa geht in dithyrambische Rhythmen über und gefällt sich in Refrains, in Bethörungen, in Wiederholungen. Dem erzählenden Styl wird zu viel Musik zugemuthet und aufgebürdet. Die Gestalten bleiben Conturen, Federstriche. Und zwischendurch fluthet die Stimmung des Verfassers, die alle Linien überschüttet, auflöst und chaotisch verwirrt. Es ist, als wenn Musik und Zeichenkunst in Rank's Natur einen Kampf bestünden und jene noch alle Gestaltung überströmte und vernichtete.

Es überkommt mich hier das Andenken an Karl Beck. Vor lauter tobender und stiller Musik konnte Beck eben so wenig die Linien seiner Zeichnung festhalten, zu Ende führen und füllen. Man wird sagen: Mangel an epischem, plastischem Talent! Ja, eben aus zuviel innerer Musik. Und das ist in deutschen Naturen nicht so selten! Unschuld ist freilich nicht mehr in dieser Schwelgerei des Empfindens. Unschuld ist ohne Harmonie der Kräfte nicht möglich. Erst der vollendete Mensch, der Dichter im Vollgefühl seiner fertigen Bildung, gewinnt wieder, was der werdende Mensch, das Kind, verlor.